

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

„Ich bitte, Mascha, . . . meine Fürstin, kehren wir in die gute Stube zurück.“ sagte Bohrmann.

Bohrmann hatte die Augen zu Boden geschlagen. Seines Schreibstisches freilich brauchte er sich nicht zu schämen. Da hielt er alles in peinlichster Ordnung. Aber da stand das kleine Waschgestell noch ungeäubert, und nach seiner eisernen Beistelle wagte er schon gar nicht hinzusehen.

„Bitte, Frau Mascha, kommen Sie.“

Mascha aber lachte und bewegte sich in dem engen Raume wahrhaftig nicht anders wie ein Schmetterling, einer von den kleinen blauen Argusjalkern, die ja auch die abscheuliche Gewohnheit haben, sich auf Dinge niederzusetzen, die für Schmetterlinge zu schmutzig sein sollten. Alles berührte sie. Sie räch an seiner Seite und machte „Br!“ und als sie zufällig seine Niedergeschlagenheit bemerkte, warf sie sich wieder in den Großvaterstuhl und lachte. Dann zog sie die Beine an sich und rief:

„Wahrhaftig, er ist groß genug! Ich kam mich ganz und gar hineinkuscheln wie in Schöhhund.“

Und wieder schob es Bohrmann durch den Kopf, daß er sich oft darüber gewundert hatte, wie die feinsten Schöhhunde mitunter auf der Straße im Unrat nach einem alten Knochen schnüffeln. Hastig nahm er sein Manuskript, fünf dicke Hefte, von seinem Tisch und ging in die gute Stube voraus.

Mascha sprang auf den Boden, aber sie war noch nicht befriedigt.

„Nicht wahr, Ihre Frau schläft mit den Kindern? . . . Lassen Sie! Ich will selbst finden. Gewiß neben der Küche.“

Verleßt blieb Bohrmann allein zurück. Dort sah es gewiß noch schlimmer aus. Er hörte das vornehme Weib draußen hin und her trippeln. Wahrhaftig, wie ein Gauschindchen, nur daß das Klappernde Aufschlagen ihrer Stiefelchen so fein klang.

Er trug inzwischen den Lehnsstuhl herein und setzte ihn an die Stelle des künftigen Sofas. Dann schloß er die Thür zu seinem Arbeitszimmer und setzte sich selbst mit seinen fünf Heften an den Speisetisch, bereit zum Vorlesen.

Mascha kam wieder, schloß leise zu und trat dicht an ihn heran; ihre Nasenflügel zitterten.

„Ich habe das gerne!“ rief sie und neigte ihre Lippen. „Aber Sie thun mir leid, Hänfel. Wie müssen Sie unter dem Wesen dieser Frau leiden!“

Erstaunt stand Bohrmann auf.

Natürlich liebte er Mascha, wenn er es ihr auch noch nicht eingestanden hatte, und kaum sich selber. Sie war seine Egeria, seine Guldgöttin, seine Fürstin. Aber was wollte sie denn von seiner guten Frau?

Sie sei ja ab und zu etwas bitter gegen ihn, aber die Wirtschaft verstehe sie vorzüglich. Mit dem Wenigen komme sie aus wie eine wackere Lehrersfrau, für sich selbst verschwende sie gar nichts. Und ihre Bitterkeit komme von der Armut. Um feinetwillen habe sie reiche Bewerber angeschlagen, Kavaliere. Gabe sein Drama Glück, so werde auch der Charakter seiner Frau sich ändern.

Mascha war ans Fenster getreten und starrte von da aus nachdenklich in die Stube. Bohrmann hielt das für eine Aufforderung, mit der Vorlesung zu beginnen.

„Das hohe Lied. Biblisches Drama in fünf Aufzügen von . . . mit Ihrer gütigen Erlaubnis werde ich Ihren Rat befolgen und Hans Bohrmann hierher setzen. Ich wollte ja jetzt nur den fünften Akt vorlesen. Aber der vierte ist zum Verständnis unbedingt nötig. Und dann ist da ein Austritt im zweiten Akt . . .“

„Hören Sie, Hänfel, hier geht es wirklich nicht. Ihr Großvaterstuhl ist feudal, aber Ihre gute Stube ist mir zu kahl. Wollen Sie sich nicht lieber drinnen auf Ihr Feldbett setzen . . .“

Bohrmann wehrte mit beiden Händen ab.

„Dann lassen wir's lieber für heute. Sie kommen nächstens der Vorlesung wegen zu mir. In mein Boudoir . . .“

„Boudoir“, wiederholte Bohrmann wie geschmeichelt. „Sie haben recht, Frau Mascha. Man sollte Dramen nur in Boudoirs vorlesen. Sie haben ein üppiges Boudoir, Frau Mascha.“

Er hatte das Wort in seinem Leben vorher noch nicht ausgesprochen. Es hat ihm ordentlich wohl, sich jetzt darin zu üben.

„Sie haben ganz recht“, sagte er noch einmal, nicht ohne Stolz. „Ich werde dort auch viel besser lesen, in Ihrem . . . Boudoir.“

„Sie müssen so bleiben, wie Sie sind, Hänfel“, rief Mascha aufgeregt. „Sie dürfen sich nicht ändern, auch nicht mir zuliebe. Sie sind so schön, so unreif, unfertig, so müssen Sie bleiben. Nur in geschäftlichen Dingen müssen Sie sich von mir leiten lassen, sonst nicht, Sie lieber Mensch!“

Sie reichte ihm beide Hände, und er küßte eine nach der andren. Da er die Empfindung hatte, noch etwas mehr, etwas seinem Gefühl Ebenbürtiges thun zu müssen, da er eine Art Bedürfnis fühlte, auf dichterische Art seine Liebe zu erklären, wollte er sich jetzt auf ein Knie niederlassen, und es war ihm dabei, als helfe Mascha mit ihren Händen nach. Allein hätte er es kaum fertig gebracht. Jedenfalls . . . plötzlich war er auf die Knie gesunken; er küßte ihre kalten Hände wiederholt und rief dann:

„Mascha, meine Fürstin, meine hochherzige Freundin!“ So. Er stand wieder auf und war mit sich zufrieden. Es war geschehen.

„Run?“ fragte Mascha. „Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?“

„O, Sie haben mich verstanden, teuerste Freundin.“

„Na, und?“

„Fürchten Sie nichts! Weiter wird meine Kühnheit nicht gehen. Ich bin wieder ganz vernünftig.“

„Das ist schön von Ihnen. Und wenn Sie einmal unvernünftig werden sollten, so werden Sie mir das offen sagen. Versprechen Sie es, Hänfel.“

„Ich verspreche es Ihnen, teuerste Freundin.“

„Und jetzt wollen wir ernsthaft sprechen. Ein Stück schreiben kann jeder. Die Schwierigkeit besteht darin, es zu lancieren. Wir wollen es lancieren.“

„Ja wohl, wir wollen es . . . wie sagten Sie?“

„Sie sind zum Küssen. Lanciert wird zum Beispiel eine Frau, die nichts taugt, oder . . . lieber nicht. Sie sollen nicht alles auf einmal lernen. Vor allem müssen Sie Ihr Stück natürlich einreichen.“

„Das ist ein sehr guter Einfall“, rief Bohrmann und ging aufgeregt auf und nieder. „Ich werde mein Stück einreichen, natürlich.“

„Aber wo denn, Sie Kindskopf?“

„Wo Sie wollen, Mascha. Vielleicht wird man es an allen Bühnen zugleich aufführen wollen. Aber ich möchte dem königlichen Schauspielhause den Vorzug geben. Schon wegen des biblischen Stoffes, und weil ich später einmal einen Steg-fried oder ein Luther-Festspiel dichten werde. Einer meiner Freunde kennt Herrn Müller vom königlichen Schauspielhaus, Der wird mir beim Einreichen helfen.“

Da Bohrmann eben bei Mascha wieder vorüberkam, schob sie ihm ihren rechten Arm unter seinen linken und hielt ihn fest.

„Wie gesagt, bleiben Sie so, es ist wunderhübsch. Nur im Geschäftlichen müssen Sie etwas plötzlicher lernen. Das mit Ihrem Freunde und dem Herrn Müller ist Unsinn. Auf diese Weise bekommen Sie Ihr Stück nach einem halben Jahr zurück, wieder nach einem halben Jahr vom Deutschen Theater und wir brauchen vier Jahr, bevor alle Berliner Bühnen es abgelehnt haben. Sie aber sollen rasch gemacht werden. Hören Sie, gemacht! Sie müssen in den Ring hinein.“

„In was für einen Ring? . . . Allerdings las ich, ich will es Ihnen nur sagen, einmal einen recht häßlichen Aufsatz gegen den Ring der Brauereien. Es stand auch etwas über Ihren Herrn Gemahl . . . über Herrn Lohse darin. Ich habe es nicht recht verstanden. Aber meine teuerste Freundin, an diesem Ringe nicht zu betheiligen, würden mir meine Ausschauungen verbieten. Ich denke christlich, das ist wahr, obwohl nicht ganz wie meine Zeitung . . . aber die sociale Frage . . .“

„Nun!“ rief Mascha. „Sie sind ja ein guter Tänzer?“  
 „O“, sagte Bohrmann, löste sich von Maschas Arm, machte eine kunstgerechte Verbeugung und streckte den rechten Arm aus. Lächelnd und mit der ängstlichen Ziererei, mit der Berliner Dienstmädchen des Sonntags in den Vororten tanzen, machte sie einen Schritt vor, legte sich förmlich in seinen Arm hinein und ruhte so ein Weilschen an seiner Brust. Sein Herz klopfte, und er fühlte auch das ihre schlagen. Ihr Busen hob und senkte sich unter der feinen Seide, daß es ihn beängstigte.

„Einen Kuß!“ flüsterte sie.  
 Vollkommen verwirrt, überaus selig, und doch erschreckt, beugte er sich herab und empfing mehr einen Kuß, als er ihn gab. Einen merkwürdig langen, die Sinne bethörenden Kuß. Anfangs dachte er darüber nach, was er nach diesem Kusse thun müßte. Dann verging ihm das Denken.

Plötzlich ließ Mascha los, ihr Bünglein rechte die Lippen, und sie sagte, als ob nichts vorgefallen wäre:

„Sie können also tanzen. Und Schlittschuhlaufen auch? Wenn beim Contro die große Ronde kommandiert wird, wo die Paare einander bei der Hand fassen und nach rechts laufen und dann wieder nach links . . .“

„A gauche.“

„Sehr gut, Hänsel. Oder beim Schlittschuhlaufen, wo immer ein Herr eine Dame festhält und die Dame wieder einen Herrn. Eine Weile fliegt man nur so hin. Läßt aber eines los, so purzelt es hin, und die andren lachen. Nun passen Sie auf, Hänsel. So ein Kreis, so ein Ring, so eine Kette, von der Sie ein Glied bilden müssen, so was existiert nicht nur bildlich. Eine Kette in hunder Reihe ist für jeden notwendig, der in der Großstadt rasch vorwärts kommen will. Wir haben jetzt Juni. Wollen Sie um Weihnachten zu den Berühmtheiten Berlins gehören?“

„Berühmt!“

„Ich habe es Ihnen schon gesagt, ich will Sie machen. Mit Hilfe der bunten Reihe. Schneiden Sie kein so verdunktes Gesicht. Ich habe es vorhin mit Ihrer Frau bequemer gehabt. Die hat mich gleich verstanden, vielleicht besser, als Ihnen und mir einmal lieb sein wird.“

Und belustigt von seinem Erstaunen, gekitzelt von seinem sichtbaren Widerstreben, berauscht von ihrer eigenen Macht, breitete sie ihren Coulissenklatsch vor ihm aus. Klatsch aus Theater und Aletiers. Sie nannte eine gefeierte Schauspielerin und nannte den Getreidewucherer, dessen Geld den Direktor bestimmte, Stücke nach dem Wunsch dieser Schauspielerin zu erwerben. Sie zählte die bunte Reihe einzelner Berühmtheiten auf. Die bunte Reihe einer Sängerin, den reichen Herru zu ihrer Rechten, den einflussreichen Diplomaten zu ihrer Linken. Sie nannte die bunte Reihe eines Bildhauers, der einer alten Gräfin den Hof machte, während seine Frau einen Prinzen schmachten ließ. Mascha kniff die Augen ein und schlang die Kette ihrer bunten Reihe von vielgenannten Dichtern und vertrockneten Kometten zu gelehrten Professoren, dann weiter zu adeligen Blauschürmpfen, zu jungen Schauspielern, zu leichtsinnigen Schauspielerinnen und zu heuchlerischen Theaterdirektoren. Jedesmal sah die Kette anders aus, als ob Willkür und Laune sie gebildet hätten. Aber überall wies sie die bunte Reihe nach, den Wechsel von Männlein und Weiblein. Und sie lachte übermütig, als Bohrmann sich errotend zurückzog wie vor einer unzüchtigen Berührung. Lachend warf sie sich wieder in den Großvaterstuhl.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Ein belletristisch begabter Staatsmann hat die Gewohnheit, in den Mußestunden, da er auf den Lorbeeren seines Regierens ausruht, sich dichterischen Uebungen hinzugeben. Er pflegt dies in seiner stets aufs Ganze gehenden philosophischen Art damit zu begründen, daß der menschliche Lebenszweck sei, Fleiß zu zeigen. „Der Fauler ist untätig, der Fleißige ist betriebsam,“ schrieb er erst neulich unter seine Photographie, die im Moment eines diplomatischen Erfolgs aufgenommen war.

Diese poetischen Betrachtungen des Staatsmanns sollen nun demnächst veröffentlicht werden und zwar im nichtamtlichen Feuilletontheil des „Reichs-Anzeigers“, der allerdings dringend einer Verbesserung seines geistigen Gehalts bedarf und überhaupt in aller Stille von Eherlichem Ehrgeiz ergriffen worden ist. Kein Zweifel, daß der „Reichs-Anzeiger“ zu dem verbreitetsten Organ Deutschlands werden wird, wenn unser erwähnter Staatsmann in

ihm als Dichter auftreten wird. Zunächst soll eine Reihe von Lebensstudien unter dem Titel erscheinen:

**M a s s e n d e M ä r c h e n**  
 Zur Erbauung und Belehrung  
 Angehender Regierungs-Referendare  
 Von einem Diplomaten.

Es ist uns dank unserer halbamtlichen Beziehungen gelungen, ein paar Blätter der Sammelbüchlein zu erbischen und wir bieten unsren Lesern, um sie zum Abonnement des „Reichs-Anzeigers“ anzureizen, nachstehend ein paar Proben.

### I.

#### Das warme Gemüt und der kühle Kopf.

Als Gottlieb Bernhard Salomon 4 Jahre alt war, lag sein Vater im Sterben. Da ließ er sein Kind an sein Sterbelager rufen, und sprach zu ihm: „Siehe, mein Sohn, ich hinterlasse Dir weder Gut noch Schätze. Aber ich will Dir eine Lehre vererben, die besser ist denn gleichender Mottenfraß: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ —

„Ja, mein Vater,“ sagte der Knabe, tief erschüttert. Der alte Mann aber lag da und versuchte mit wilder Begier noch ein Wort hinzuzufügen. Aber die Nähe des Todes hatte ihn sprachlos gemacht. Die Angst quälte ihn offenbar, sein Kind könnte ihn mißverstanden haben und er warf sich auf dem Lager umher und stöhnte verzweifelt. Da auf einmal löste sich seine Zunge und er röchelte:

„Aber, mein Sohn, mache keinen Gebrauch davon! Barmes — Gemüt — — kühl — er K — opf . . .“

Erleichtert aufatmend verschied der Vater!

Der Knabe aber gelobte bei der Leiche, er wolle seiner Lehre alle Zeit leben: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, aber er mache keinen Gebrauch davon.“

Von Simd an war jede Handlung Gottlieb Bernhard Salomons durchdränkt von der ererbten Lebensregel.

Eines Tags traf er einen blinden Bettler am Wege, da schwillt des Knaben Herz vor heißem Mitleid und er schickte sich an, einen Groschen in den Hut des Bettlers zu legen. Nachdem er so dem schönen Mitleid den fälligen Tribut entrichtet, da sagte er zu sich: „Nur keine Gefühlspolitik! Es ist mein einziger Groschen; ich muß mit ihm meine Interessen wahren und kann mir einen Apfelsuchen kaufen.“

Da gewährte der kluge Knabe, daß auch bereits ein Groschen in dem Hute lag, und er ging tiefbeugt an den Bettler heran und steckte den Groschen zu sich, der in dem Hut lag. Der Bettler, der nichts sehen konnte, und nur hörte, daß jemand an ihn herangeraten, sprach dankend den Segen über den Mithätigen aus, der ihm den Groschen genommen.

So belohnte sich das warme Gemüt und der kühle Kopf. Denn nun konnte der Knabe z w e i Apfelsuchen kaufen.

Ein andermal kam er hinzu, wie ein kräftiger Burche ein schwaches Mädchen schlug. Sofort behnte Gottlieb Bernhard Salomons Herz entrisst und es drängte ihn, dem bedrängten Mädchen beizustehen. Aber sein Verstand sagte ihm, daß der Burche drei Köpfe größer sei als er selbst. Sofort war sein Entschluß gefaßt. Er reichte dem Burchen die Hand und rief ihm zu: „Vruder, ich sehe Dir bei! Damit fielen sie gemeinsam über das Mädchen her, bis es den Nard mit Apfelsuchen, den es an Arme trug, freigab. Und der Lohn blieb nicht aus: der kluge Knabe erhielt die Hälfte der Kapsel.

Besonders gerührt war Gottlieb Bernhard Salomon immer, wenn er einen Mitmenschen hungern sah. Dann traten ihm stets die Thränen ins Auge und er war bereit, seinen letzten Bissen mit dem Unglücklichen zu teilen. Einmal rief er einen Jungen zu sich, der in der Nachbarschaft wohnte und nur wenig von seinen armen Eltern zu essen bekam. Und er sagte zu ihm: „Nach mir meine Schularbeiten, dann kriegst Du was Feines zu essen!“ Und der arme Junge ging freudig auf den Handel ein und machte sich an die Arbeit. Währenddessen schmausste Gottlieb Bernhard Salomon in der Speisekammer nach Herzenslust. Als der arme Junge die Arbeit vollbracht hatte, kam unser Held mit einem Topf angebrannter Milch, die seine Tante ihm befohlen hatte auszutrinken, was ihm jedoch widerstrebte. Der arme Junge aber schlürfte sie gierig und ging von dannen. „Wohlthun trägt Zinsen“, schluckzte bewegt Gottlieb Bernhard Salomon, „die Arbeit habe ich fertig und die schenklische Milch bin ich los.“

Auf diese Weise brachte der Knabe es weit im Leben. Bald kam er ins Konversationslexikon, in den Gothaischen Hofkalender und in die Weltgeschichte, wo für ihn zehn ganze Seiten reserviert wurden.

### II.

#### Die Diagonale.

In einem Dorf war Feuer ausgebrochen. Der Besitzer des in Brand geratenen Gehöfts beeilte sich nicht allzu sehr; denn er war gut versichert. Aber die Nachbarn, die nicht versichert waren, stürmten erregt zum Ortschaftulzen und riefen ihm zu: „Um Gottes Willen, schnell die Sprige!“

Der Dorfschulze jedoch war ein weiser Mann und sagte mit ruhiger Ueberlegenheit: „Erst die Diagonale, dann die Sprige!“

Die Nachbarn bedrängten ihn und suchten ihn zu bewegen, schnell einzugreifen.

Der Dorfschulze indes erklärte den Bestimmunglosen zunächst sein Aktionsprogramm wie folgt:

„In diesem Fall lassen harte Interessengegensätze wider einander. Es ist die Pflicht der Obrigkeit, in diesem Widerstreit der Interessen ausgleichend, versöhnend zu wirken. Wir müssen die Diagonale ziehen“

„Wir müssen die Spritze ziehen,“ jammerten die Nachbarn.

„Rein, die Diagonale“, fuhr der Schulze unbeirrt fort. „Da ist zunächst das Interesse des Hausbesitzers. Er ist gut versichert, also liegt ihm daran, daß das Gehöft ganz niederbrennt; brenntlich hat der Schuft das Feuer selbst angelegt. Auf der andern Seite macht sich das Interesse der Feuerversicherungs-Gesellschaft geltend; es ist für sie sicherlich eine Unannehmlichkeit, für das verbrannte Haus bezahlen zu müssen. Ihr, liebe Nachbarn, habt Eure Anwesen nicht versichert. Das ist sehr leichtsinnig. Ich verstehe aber Euer Interesse an der Löschung des Feuers. Doch bitte ich zu bedenken, wenn ein gutes Stück des Dorfs abbrennt, dann giebt es Arbeit für die Zimmerleute, Maurer und Glaser; diese Leute haben das Interesse, daß möglichst viel von der Feuerbrunst zerstört werde.“

„Aber die Zimmerleute, Maurer und Glaser verlieren ja selbst ihre Häuser“, jammerten die Nachbarn.

„Das mag sein“ — versetzte der Schulze — „dann ist also in ihnen selbst ein Interessentonsift vorhanden. Um so schwieriger ist es und um so größere Sorgfalt erheischt es, die richtige und gerechte Diagonale zu ziehen. Außerdem ist noch zu erwägen, daß der Gemeindevordstand Holzlieferungen bekommt, wenn das Dorf brennt, und damit wird die Gemeindefasse gefüllt und Ihr alle habt Vorteil davon. Auf der andern Seite verkenne ich nicht, daß das Staatsinteresse gebietet, verbrecherische Brandstiftungen im Keime zu ersticken.“

„Also löschen wir,“ flehten die Nachbarn.

„Ihr dürft aber auch nicht außer Acht lassen,“ fuhr der Schulze fort, „daß es im Interesse der Spritze liegt, daß sie nicht zu sehr strapaziert wird; der Schlauch kann ohnehin nicht viel vertragen. Außerdem leiden wir unter Wassermangel; da ist es unser wohlverstandenes Interesse, mit dem Wasser sparsam umzugehen.“

„Wenn Ihr nicht schnell die Spritze holt, werden wir zu Bettlern,“ wimmerten die Nachbarn.

„Gewiß, das verkenne ich nicht,“ erklärte der Schulze, „Ihr habt das Interesse, Euren Besitz zu behalten und auch für die Gemeindeverwaltung wäre die Erhöhung der Armenverwaltung sehr unerwünscht. Wir werden also das Löschen auf diagonalem Mittelweg in erste Erwägung ziehen müssen. Indessen, da entsteht gerade die Schwierigkeit —“

„Unser Vieh verbrennt!“ — schrien die Nachbarn.

„Um, diese Mäßigkeit!“ — meinte der Schulze — „hat auch wieder ihre zwei Seiten. Wenn das Vieh verbrennt, werden die Fleischpreise in der Gegend teurer, und die Landwirtschaft hat ein Interesse an hohen Fleischpreisen. Es ist unbedingt notwendig, einen Ausgleich zwischen diesen, wie Ihr anerkennen müßt, entgegenstrebenden Interessen zu finden, und die Diagonale —“

Zu diesem Augenblicke erfasste die Flamme das Haus des Ortschulzen. Sie konnten noch gerade rechtzeitig sich ins Freie retten. Da gewahrten sie, daß das ganze Dorf im Feuer stand und daß nichts mehr zu löschen war, zumal auch das Spritzenhaus fröhlich brannte.

Als nun das Dorf in Asche lag, kam ein Gutsbesitzer aus der Nähe, den es längst gelüftet hatte, das Dorf zur Vergrößerung seines Besitzes anzukaufen, aber bei den Bewohnern auf Widerstand gestoßen war. Jetzt erschien er als Retter und schlug den Dörflern vor, er wolle den Grund und Boden kaufen. Es war zwar ein Spottpreis, den er bot, aber die ruinirten Leute hatten keine Wahl; sie nahmen das bare Geld und zogen von dannen.

Der Dorfschulze jedoch wurde Inspektor beim Grundbesitzer und triumphierend rief er aus: Das ist die Diagonale!

### III.

#### Die verlebte Höflichkeit.

Ein Straßenräuber überfiel einen Gentleman, der sehr höflich war.

„Bitte, Deine Börse!“

Der Gentleman lächelte und gab sie.

„Habe die Güte, und ziehe Deinen Rod aus.“

Der Gentleman lächelte und reichte den Rod.

„Und nun die Hofen, wenn es Dir keine Mühe macht!“

Der Gentleman lächelte und opferte die Hofen.

„Ich würde mich glücklich preisen, wenn ich Dir eine Ohrfeige geben dürfte.“

Der Gentleman lächelte, hielt seine Wange hin, die alsbald steigellackfarben brannte.

Der Straßenräuber empfahl sich: „Du bist aber ein Fell!“

Da ergrimmte der Gentleman in heftigem und edlem Born und bebend rief er aus:

„Sie sind unhöflich, mein Herr! Ich — ich — ich — halte es unter meiner Würde, darauf zu reagieren!“ J. o. c.

## Wie man eine Oper hört.

(Zum Barbier von Sevilla.)

Wenn du, namentlich als musikalisch minder Bewandter, eine Oper zu hören bekommst, so beachte folgende Weisungen:

Zum Ersten: lies vorher das Textbuch aufmerksam durch und womöglich auch irgend eine „Einleitung“ oder dergleichen, die dich über die geschichtliche Stellung der betreffenden Oper unterrichtet, nicht aber eine „kritische“ Auslassung über sie. Die besten Textbücher sind die von Karl Friedrich Wittmann in Reclams Universal-Bibliothek; darunter auch der „Barbier“.

Zum Zweiten: solltest du einen musikalischen Bekannten besitzen, so laß dich von ihm, doch stets mit Beziehung zum Text, auf wichtigere musikalische Bestandteile der Oper aufmerksam machen, mit Hilfe des Klaviers, nötigenfalls der Geige oder des Gefangs; er mag dir Melodien, Motive daraus zu Gehör bringen, insbesondere — wo solche vorhanden sind — „Leitmotive“, d. i. charakteristisch wiederkehrende Tongestalten; er mag dir zeigen, welche Bestandteile der Oper schon in der „Ouverture“ vorauslingen, welche Art des Gefangs die einzelnen Personen auszeichnet und dergl. mehr. Solltest du selber musikalisch sein, so werden dir Blicke in die (freilich meist schwer zu bekommenen) „Partitur“, d. i. die vollständige Aufzeichnung sämtlicher Stimmen, wertvoller sein, als jede andre Hilfe. Rinnst du dir dagegen einen Klavierauszug, so sei es einer „mit Text“; richtig wiedergegebene einzelne Stellen können dir ebenfalls nützen, nicht aber sogenannte „Phantasien“, „Potpourris“, „Transkriptionen“. Auch die seit einiger Zeit vorkommenden „Opernführer“, „thematischen Leitfäden“ u. dgl. sind im allgemeinen zu empfehlen; in den (allerdings sehr dürftigen) von Bossido ist auch der „Barbier“ vertreten.

Zum Dritten: betrachte jede Oper vor allem als ein Drama, auch wenn es die un-dramatischste oder sonstwie schlechteste ist. Mache zunächst deine ganze geschärfte Aufmerksamkeit auf die Vorgänge, Situationen, Ausdrucksbewegungen und Worte auf der Bühne, genau so, als ob du vor einem gesprochenen Theaterstück sähest. Die Musik dazu darf dir nicht etwas sein, was du vom übrigen trennen müßtest, sondern nur eine Seite des Ganzen, die selber ohne das Ganze nichts wäre; sie soll ihre Bedeutung nicht für sich, sondern nur als das Material haben, in welchem sich das Drama noch ganz eigens formt.

Zum Vierten: hast du dieses Verhältnis zum Ganzen einmal eingenommen, so kannst du ebenso wie die Charakterzeichnung, Sprache usw. der Figuren auch ihr Singen und das Spiel des Orchesters dazu eigens beachten. Hier merke wieder zuerst darauf, wie der Komponist die Vorlage des Dichters in seinem Material von Tönen formt, wie er die Personen ihr inneres Leben in Musik erklingen, ihren Charakter musikalisch färben läßt — also auf den „Ausdruck“. Dazu gehört auch das Verhältnis zwischen Gesang und Orchester, ihr verschiedentliches Zusammenwirken zu ihrer gemeinsamen Aufgabe. Dazu gehört aber auch, daß du nicht nur auf die „Melodie“ und nicht nur auf die „oberste“ Stimme im Orchester und in mehrstimmigen Gesangsstücken achtest, sondern auch sonst auf die Tongestalten der Instrumente und der Singstimmen. Insbesondere ist immer die „tiefste“ Stimme, meistens der „Bass“, in Gesang und Orchester für den Zusammenklang wesentlich. Schlechte Musik kennzeichnet sich fast immer durch einen einförmigen Bass.

Zum Fünften: was den Gesang der Sänger in der Oper betrifft, so kannst du auch ohne gesangstechnische Kenntnisse dich einigermaßen eines „schönen“ Gesangs freuen und einen ungeschönen einigermaßen als solchen erkennen. Wie ein stinliches Gemittelmittel, z. B. eine Mandel, wohl schmecken, aber auch sabel schmecken kann; wie eine Farbe sich wohllich, voll, rein, und eine andre sich unschön, getrübt darstellt; wie ein Hornist trübe, abstoßende, aber auch wohlklingende Töne seinem Instrument entlocken kann; ebenso wird auch ein Gesangston entweder rauch, getrübt, herb, wie mit Fremdartigem vermischt, oder aber wohllich, voll, rein, mild klingen. Dazu gehört nun auch, daß der Ton den Eindruck des „Natürlichen“ mache, daß seine Kunst ebenso die Natur vervollkomme, wie es in gewisser Weise jede echte Kunst thut. Wir meisten Menschen haben den „natürlichen“ Ton im Sprechen und Singen verloren und durch keine Kunst wiedergewonnen; aber Kinder, die unbewußt singen, ohne durch das Schulsingen verunstaltet zu sein, besitzen ihn. Sie sprechen auch „natürlich“, klangvoll, frei und deutlich, wie wir es allermeistens, die Schauspieler ausgenommen, nicht mehr können. Und so wie ein solches Kind spricht, so muß auch im Gesang die Aussprache der Worte sein: deutlich und voll.

Zum Sechsten: wenn du ein kritisches Urteil über die Leistungen aller Beteiligten gewinnen willst, so achte immer darauf, ob alles Einzelne sich als Glied des Ganzen ergibt oder als abgezonderter Effekt für sich allein dasteht. Ein Komponist, der das Drama vergessen macht und es „aufhält“, indem er eine Musik darbietet, die ebenso gut anderswo stehen könnte; eine Sängerin, die nur dem Publikum etwas vorsingt; ein Sänger, der einzelne Posen reißt — das alles wird dir in seiner Unnatur leicht bemerklich werden, wenn du dich immer an das Ganze hältst.

Zum Siebenten und Letzten: auch du gehörst zu dem Ganzen, das da vor sich geht. Dist du auf deinem Platz unruhig, geschwätzig; erklärst du deinem Nachbar etwas; applaudierst du mitten in die „offene Scene“ hinein; wiegst du dich im Rhythmus hin und her, oder trittst du gar mit den Füßen Takt: so verfehlst du dich ebenso, wie es ein Komponist oder Sänger thut, der durch Mangel an Sinn-gabe die Gesamtwirkung stört. —

## Kleines Heuiletton.

— **Sträfungsleben auf Sachalin.** Der „Frankf. Zig.“ wird aus Petersburg geschrieben: Ostibirische Blätter wissen vom Sträfungsleben auf der Insel Sachalin wahrhaft haarsträubende Dinge zu erzählen. Die Berichte dieser russischen Blätter sind um so beachtenswerter und glaubhafter, als nicht nur Privatorgane, wie der „Amurski Krai“ in Blagowestschensk, sondern auch amtliche Blätter, wie die „Priamurskiji Wedomosti“ in Chabarowsk, Enthüllungen über die rohe und unmensliche Behandlung der Gefangenen bringen. Enthüllungen, die in Rußland soeben berechtigtes Aufsehen erregen. Der „Amurski Krai“, dessen Artikel natürlich vor ihrem Erscheinen der Censur unterliegen, da nur die Petersburger und Mosauer Blätter von der Präventivcensur befreit sind, macht Mitteilungen über die Zustände in einem Sachalinischen Gefängnis, dessen Chef — sein Name wird nicht genannt, vermutlich hat ihn der Censur gestrichen — seinen Posten seit 14 Jahren bekleidet. Dieser Mann ist wegen seiner Brutalität seit langer Zeit auf der ganzen Insel bekannt und gefürchtet. Bis nach San Francisco ist der schlimme Ruf dieses russischen Beamten gedrungen: entlaufene Sträflinge, die ihren Reintiger nicht vergessen konnten, stellten ihn dort kürzlich bei einer öffentlichen Volksbelustigung als bösen Dämon dar. In dem Sachalinischen Gefängnis, dessen Chef dieser Mensch ist, werden die Arrestanten fast täglich ausgepeitscht und zwar aus ganz richtigen Ursachen. Touristen, die unlängst dieses Gefängnis besuchten, waren außer sich über die grausame Behandlung der Sträflinge. So wurden, wie sie erzählten, zwei Sträflinge deshalb ausgepeitscht, weil sie während der Arbeit im Freien an einem rauhen Herbsttag ein Glas Brantwein getrunken hatten. Die Frauen werden mit Faustschlägen und Fußtritten traktiert, wie jede Gefangene bestätigen kann.

Ins Lazarett dieses Gefängnisses zu gelangen, ist sehr schwer, denn die Willkür des Direktors kennt keine Grenzen, und die kranken Sträflinge ziehen es oft vor, sich nicht krank zu melden, da der gefürchtete „Natschalnik“ (Chef) sie sonst zu mißhandeln pflegt. Als eine ihrer Entbindung entgegenstehende Kolonistin, d. h. Strafkolonistin, den Aufseher des Krankenhauses bat, sie aufzunehmen, schloß der Beamte sie „zum Teufel“, und nur auf persönliche Fürsprache eines Arztes konnte die Frau endlich ins Krankenhaus gelangen. Die Unordnung in den Lazaretten ist beispiellos. So brannten einmal fünf Petroleumlampen in zwei Krankenzimmern eines Lazarett ohne Schinder. Die Verwaltung des Krankenhauses hatte nämlich gefunden, daß zuviel Schinder geschlagen würden, und gab daher keine neuen heraus, sondern ließ die kranken Sträflinge ruhig in den Zimmern bleiben, wo die Luft infolge der stundenlang rauchenden Lampen zum Ersticken war. In dem genannten amtlichen ostibirischen Blatt veröffentlicht ein Herr Merchanow Skizzen aus dem Leben der Sträflinge im südlichen Teile der Insel Sachalin. Er schildert u. a. einen Auftritt, bei dem der Direktor eines großen Gefängnisses, das mehr als sechshundert Arrestanten beherbergt, durch das Vergehen eines Sträflings in eine arasterei greifende Wut versetzt wurde. „Er schlug den Schuldigen mit der Faust ins Gesicht, daß jener niederkniete. Dann gab er einem Aufseher den Befehl, ihn ins Gefängnis zu bringen. Das geschah auch. Der Aufseher that es aber in der Weise, daß er dem Sträfling eine Lederschlinge um den Hals warf, die er immer bei sich führte, und ihn dann nach sich schleifte.“ Derselbe Gefängnisdirektor bemerkte einmal, daß ein geisteskranker Sträfling vor einem Beamten nicht die Milde zog. Auch diesmal ließ er den Vasso zur Anwendung gelangen und befahl dem Aufseher, den Geisteskranken „gründlich“ zu züchtigen. Ein anderer Gefängnisdirektor, dem die Frauenabteilung eines Gefängnisses unterstellt war, mißbrauchte sein Amt, indem er einmal einem Aufseher auftrug, eine junge Gefangene in die Wohnung eines seiner Freunde zu bringen. Das junge Mädchen weigerte sich, dem Aufseher zu folgen. Da machte sich der Beamte selber auf, erschien um 11 Uhr abends in der Hölle der Gefangenen und drohte der Ungehorsamen, ihr Fußfessel anlegen zu lassen, wenn sie nicht gutwillig mitgehen werde. Dann nahm er sie in die Wohnung seines Bekannten mit.

Merchanow weist auch auf die Unredlichkeit der russischen Gefängnisbeamten hin. Er erwähnt, daß einige Beamten, die eine Monatsgage von 100 bis 150 Rubel bezogen, für 200 bis 250 Rubel im Monat Brantwein kauften. Anschaulich beschreibt er die schwere Arbeit, welche die Sträflinge auf Sachalin verrichten müssen. Sie haben oft als Zugpferde zu dienen und als Saumtiere und müssen große schwere Ballen, die als Brennholz oder Bauholz benutzt werden, Beste weit schleppen. Doch das Kapitel der Sträfungsarbeiten ist nicht neu. Von größerem Interesse dürften gewiß die Mitteilungen Merchanows über die Zwangsheiraten unter den Sträflingen sein. Obwohl diese Heiraten von den Gouverneuren von Sachalin wiederholt verboten wurden, bestehen sie noch heute fort und werden auf Anordnung der Obrigkeit geschlossen. Die zur Zwangsarbeit oder Ansetzung verurteilten Frauen, so erzählt er, werden nach ihrer Ankunft auf der Insel in eine der Baracken des Gefängnisses gebracht. Dorthin kommen dann die „Freier“ zur Brautschau und wählen sich ihre Hausgenossinnen aus. Das eheliche Zusammenleben der Sträflinge dauert gewöhnlich nicht lange; diese wilden Ehen, die der Zufall geschlossen hat, sind meist unglücklich. Den Männern oder den Frauen fehlt jeder moralische Halt; zudem haben sie nur sehr geringe Existenzmittel und wollen oder können nicht

arbeiten. Trunk oder die ungeliebte Spielleidenschaft stören den häuslichen Frieden. Der Mann sucht seine Hausgenossin bald auf die rücksichtsloseste Weise auszubeuten, und ein blutiges Verbrechen ist das traurige Ende der meisten Zwangsheiraten. —

## Aus dem Pflanzenleben.

lv. Die ersten Käthen. Ein Vertreter der Pflanzenwelt, bei welchem das Beginnen der Vegetationsperiode mit zuerst äußerlich bemerkbar wird, ist der Haselstrauch. Schon den Winter über sehen wir die allbekanntesten Käthen an den Zweigen hängen, und im Februar bis März entwickeln sie die Blüten. Betrachten wir diese nun einmal genauer.

Die weiblichen Organe (Fruchtknoten mit Stempel und Narbe), aus welchen sich später die Nusß bildet, und die männlichen den befruchtenden Blütenstand liefernden Staubgefäße sind beim Hasel nicht zu einer Blüte vereinigt, sondern stehen, wenn auch an demselben Zweige vorkommend, für sich gesondert als sogenannte „weibliche“ und „männliche“ Blüten.

Während nun die unscheinbaren weiblichen Käthen aus ihrer kurzen, schuppigen und einer Knospe ähnlichen Blütenanordnung nur die roten Narben der Blüten hervorziehen lassen, entwickeln die männlichen Blütenähren an langer, zunächst aufrecht stehender Mittelachse dicht an einander gedrängt die Blüten; jede derselben besteht nur aus einer Deckschuppe, welcher die vier — wegen ihrer tiefen Teilung scheinbar acht — Staubgefäße aufgewachsen sind. Kurz bevor der Blütenstaub, botanisch Pollen genannt, nun reif wird, vollzieht sich eine merkwürdige Veränderung mit diesen männlichen Käthen. Durch ein Verklängen der Mittelrippe, also der Hauptachse, welche die Blüten trägt, werden die einzelnen Blüten weiter von einander gerückt. Der ganze Blütenstand wird bedeutend länger und kippt nach unten um, wird hängend, während die Deckschuppen weit absteigen. Diese ganze Veränderung vollzieht sich innerhalb weniger Tage.

Welchen Zweck verfolgt nun wohl die Natur mit dieser komplizierten Einrichtung?

Würden die Samenbehälter sich bei eintretender Reife einfach öffnen, dann fielen der Pollen, falls es in diesem Augenblick nicht zufällig windig wäre, direkt zu Boden und die Befruchtung der weiblichen Organe würde mindestens sehr in Frage gestellt. So aber muß der reife Blütenstand der einen Blüte zunächst auf die wie ein Schirm darunter aufgespannte Deckschuppe der nächsten fallen und bleibt infolge einer milderartigen Vertiefung derselben dort so lange liegen, bis ein seitlich streichender Windzug die ganze Blütenstrodde hin und her schaukelt und ihn dabei hinaussetzt und in die Lüfte entführt zu den Narben reifer, weiblicher Blüten.

Die ungeheure Menge der einzelnen Blüten sowie der in jedem Staubbeutel enthaltenen Pollenkörnchen bietet dabei eine sichere Garantie für die genügende Fortpflanzung, und die Uebertragung durch den Wind auf emporstehende Blüten gewährt gleichzeitig den Vorteil einer bekanntlich stets erwünschten Kreuzung mit fremden Fremtparen. Wahrscheinlich sichert sich die Natur durch derartige feintreue Vorrichtungen besonders gern bei solchen Pflanzen, welche wie eben der Haselstrauch, zu einer Zeit blühen, wo die fröhlichen Insekten der rauhen Witterung wegen zum Zwecke der Samenübertragung noch nicht in Dienst gestellt werden können.

Und da wir nur einmal beim Haselstrauch sind, wollen wir ihn auch gleich allen denen, welche ein Stückchen Erde ihr eigen nennen, als eine der dankbarsten Pflanzen empfehlen. Der Hasel vermehrt sich leicht durch Ableger und Wurzelstöcke und ist somit billig zu beschaffen; er läßt sich jeden Schnitt gefallen, so daß er räumlich beliebig beschränkt werden kann. Er braucht zu üppiger Entwicklung guten und lockeren (rigolten) Boden. Die ersten entstehenden langen Ästen stutzt man ein, um einen kräftigen, gedrungenen Bau des Strauches zu erzielen. Später, etwa nach drei bis fünf Jahren, stutzt man alljährlich im Frühjahr die Jahrestriebe tüchtig ein, damit sich an den Seitenzweigen Fruchtholz bildet.

Einen hübschen Anblick gewährt der Haselbusch stets, sei es jetzt zur Zeit der Blüte, sei es später durch sein frisches, grünes Laub oder endlich im Herbst durch den Schmuck seiner Früchte, welche meist zu mehreren vereinigt und jede wie in ein grünes Mäntelchen eingewickelt am Zweige sitzen. —

## Humoristisches.

— **Spekulativ.** „Die Schauspieler von dem neuen Schmierentheater im „Weißen Hirsche“ haben's aber wirklich nicht schlecht! Die essen immer richtige Würst' auf der Bühne, wenn im Stück ein Gastmahl vorkommt!“

— **Ja, wissen Sie, die Würst' liefert der Wirt gratis! Wie's nämlich da oben so appetitlich dampft, werden im Zuschauerraum immer gleich dreißig bis vierzig Paar bestellt!** —

— **Immer im Geschäft.** Tochter: „Muß man Liebesbriefe beantworten, Papa?“

Vater (zerstreut, bei seinen Büchern): „Belwahre! Nur wenn eine Freimaurer beiliegt!“

— **Gute Kundschaft.** Oberkellner: „Piccolo, gegen den Herrn da recht aufmerksam sein — in den geht was 'nein!“ — (Zieg. Bl.)